



Hermann Jantzen



Durchs weite TURKESTAN

Die dramatische Geschichte
eines deutschen Mennoniten



BRUNNEN

Hermann Jantzen

Durchs weite
TURKESTAN

Die dramatische Geschichte
eines deutschen Mennoniten

 **BRUNNEN**
Verlag Giessen · Basel

In dieser leicht bearbeiteten Textfassung
wurden zeitbedingte Ausdrücke stehen gelassen,
um den Originalcharakter des Berichts zu erhalten.

Hermann Jantzen
Durchs weite Turkestan
Die dramatische Geschichte
eines deutschen Mennoniten
352 Seiten, Taschenbuch, 12 x 18,6 cm
Erscheinungsdatum: 30.01.2014
ISBN 978-3-7655-4227-5
Bestell-Nr. 114227
EUR 9,99 (D) / SFr *14,90 / EUR 10,30 (A)
* unverbindliche Preisempfehlung des Verlags



4., durchgesehene Auflage 2014

© 1988 Brunnen Verlag Gießen
www.brunnen-verlag.de
Umschlagmotiv: Shutterstock
Umschlaggestaltung: Sabine Schweda
Satz: DTP Brunnen
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
ISBN 978-3-7655-4227-5

KAPITEL I

JUGENDZEIT BIS ZUM AUSZUG

In Hahnsau, einem Dorf am Trakt im Gouvernement Samara¹, in Russland, stand mein Elternhaus. Hier wurde ich am 28. Mai 1866 geboren, und hier lebte ich auch bis zu meinem 14. Lebensjahr.

Mein Vater war Hermann Jantzen und meine Mutter Cornelia Jantzen, geborene Horn. Wir waren zu Hause sechs Geschwister, zwei Schwestern und vier Brüder. Von den Brüdern war ich der älteste, drei Jahre nach meiner Schwester Marie geboren. Nach uns Brüdern kam noch unsere jüngere Schwester Cornelia.

Unsere Mutter war meiner Meinung nach die allerbeste Frau auf dieser Erde. Niemals habe ich sie böse gesehen. Immer fleißig im Haushalt, den sie mit Hilfe von zwei Dienstmädchen führte, sang sie viel mit ihrer schönen, sanften Stimme. Was Vater mit seiner Strenge bei uns oft recht unartigen Jungen nicht erreichte, das gelang der Mutter mit ihrer sanftmütigen Liebe.

Wirtschaftlich ging es uns sehr gut. Vater besaß ungefähr 180 Hektar Land. Zu unserem Hof gehörte auch eine große Getreidemühle, die ununterbrochen in Betrieb war. Ihre Leitung hatte ein in diesem Fach ausgebildeter Müller aus Preußen, dem mein Vater in der Nähe des Dorfes ein eigenes Häuschen hatte bauen lassen und der auch einen Hektar Land bekam, das er selbst bewirtschaften konnte.

Weil wir zu den wohlhabenden Bauern gehörten, waren alle Gebäude, außer der Scheune, mit gebrannten Ziegeln gebaut. Hinter dem Wohnhaus befand sich ein großer Garten, an den sich ein selbst gepflanzter Wald anschloss, der bis zum Flüsschen Tarlick reichte.

Das Dorf Hahnsau lag in einem Tal, geschützt vor den großen Schneestürmen des Winters. Auf dem Hof arbeiteten drei Knechte, Russen aus Pensa. Mein Vater hatte sie vor allem deswegen angestellt, damit wir alle gut Russisch lernen sollten. Das war sowohl für den Vater als auch für uns Kinder von großem Vorteil. Wir lernten es rasch, denn Kinder lernen ja fremde Sprachen viel leichter als Erwachsene.

So weit meine Erinnerung zurückgeht, war mein Vater immer stellvertretender Vorsitzender unserer Wolost oder des Kreises, den die zehn Mennonitendörfer bildeten. Deswegen war Vater auch oft nicht zu Hause, sondern brachte viel Zeit im Kolonie-Amthaus in Köppenthal zu, das 2 km von Hahnsau entfernt lag.

Von unserem 6. Lebensjahr an gingen wir Kinder zur Schule. Unser Lehrer war Hermann Bartsch. Vom 11. bis zum 14. Lebensjahr besuchte ich die Kreisschule in Köppenthal. Dann gab es eine große Veränderung in unser aller Leben.

Einstmals waren die Mennoniten von der russischen Regierung zur Ansiedlung aus Preußen eingeladen worden. Damals hatte man ihnen die volle Religionsfreiheit und die Befreiung vom Wehrdienst zugesichert. Dieses Versprechen wurde auch viele Jahre eingehalten. Aber nun kam plötzlich ein neues Gesetz von der Regierung, wonach alle Männer in Russland – auch die Mennoniten-

ten – wehrpflichtig waren. Dieses Gesetz wurde schon 1874 erlassen, trat aber erst 1880 in Kraft.

In den dazwischenliegenden sechs Jahren sandten alle Mennoniten Russlands immer wieder Delegationen nach Petersburg, um bei den höchsten Regierungsstellen die Befreiung vom Wehrdienst für die Mennoniten zurückzugewinnen. Auch mein Vater war zweimal in Petersburg. Doch alle Bemühungen blieben nahezu ergebnislos. Nur so viel kam man den Mennoniten entgegen, dass man sie vom Waffendienst befreite, wenn sie dafür Forstdienst leisten würden.

Die meisten Mennoniten gingen auf diese Bedingung ein. Aber manche sagten auch, dass sie durch die Annahme des Forstdienstes einen Russen für den Wehrdienst freimachten, der an ihrer Stelle die Waffe in die Hand nahm, um dann in einem Krieg doch andere zu erschießen. Dadurch würden sie indirekt zum Mörder. Zu den Männern, die so dachten, gehörten – neben vielen anderen in unserem Kreis – auch mein Vater und viele unserer Verwandten. Doch was tun?

In dieser kritischen Zeit kam mein Vater wieder als Sprecher der Mennoniten nach Petersburg, und dort lernte er den damaligen Gouverneur von Turkestan kennen, den Baron von Kaufmann. Nachdem Herr von Kaufmann alles über die Schwierigkeiten der Mennoniten erfahren hatte, machte er ihnen den Vorschlag, nach Turkestan umzusiedeln. Dort habe er Befugnis, Kolonisten anzusiedeln, frei von allem Militärdienst und frei von allen Steuern für 25 Jahre. Dieses Angebot unterbreiteten die Petersburg-Reisenden nach ihrer Heimkehr den Gemeinden, und nach einer ein-

gehenden Beratung wurde es angenommen. Das war im Herbst 1879.

Im kommenden Winter verkaufte mein Vater alles Land, unseren Hof mit allem Inventar und Vieh. Weil Vater einer der Ersten war, der verkaufte, bekam er einen relativ hohen Preis. Viele, die später seinem Beispiel folgten, standen sich viel ungünstiger.

Bereits seit Jahren hatte es durch meinen Onkel Claas Epp, den Schwager meines Vaters, in unserer Gemeinde wegen seiner chiliastischen Lehren über das Wiederkommen des Herrn Auseinandersetzungen gegeben. Manche bezichtigten ihn des geistlichen Hochmuts. Weil ich hier nicht auf Einzelheiten eingehen will, verweise ich auf das Schriftchen „Unser Auszug nach Mittelasien“. Es ist von Franz Bartsch geschrieben, dem früheren Lehrer in Lyssanderhö, im Gouvernement Samara. Das Schriftchen ist beim Echo Verlag in North Kildonan, Manitoba in Kanada, erschienen.

Lehrer Bartsch war ein lieber Freund von uns, und weil er mittellos war, stellte Vater ihm einen neuen Wagen und zwei Pferde mit Geschirr zur Verfügung. Lehrer Bartsch mit seiner Familie reiste auch mit unserer Gruppe; aber kurz vor der Abreise mussten sie noch ihr kleines Töchterchen begraben.

KAPITEL 2

VON HAHNSAU NACH KAPLANBEK

Am 3. Juli 1880 verließen wir das uns so liebe, vertraute Heim. Als unser Zug von zehn Familien, die mit achtzehn Wagen reisten, das Hochland vor Hahnsau erreichte, hielt alles still. Alle stiegen von den Wagen und schauten noch einmal in das Tal zurück! Viele Tränen wurden damals geweint.

So manche Verwandten und Freunde waren auf ihren Wagen mitgekommen, um uns noch ein Stück unseres Weges zu begleiten. Nachdem wir in dem Dorf Husenbach übernachtet hatten, verließen uns die meisten und fuhren wieder heim. Onkel Epp reiste als Letzter zurück. Erst zwei Jahre später kam er mit seiner Familie nach.

Wir hatten vier Wagen mit sieben Pferden. Unser Familienwagen fuhr voran. Er war der größte und hatte ein Dreigespann. Der Wagen hatte hinten eine Tür, und ich war der Kutscher. Den zweiten Wagen fuhr Jakob, der Sohn von Jakob Töws. Er kam mit uns, weil er sonst im Herbst zum Wehrdienst eingezogen worden wäre. Seine Eltern kamen dann erst mit dem zweiten Zug im Herbst. Unsere beiden anderen Wagen wurden von meinen Brüdern Gerhard und Bernhard gefahren.

Über Nowousensk erreichten wir den Fluss Ural, den wir bei der Kosakenstadt Ilek auf einer holprigen Holzbrücke überquerten. Dann ging es weiter bis nach Oren-

burg, der Grenzstadt des europäischen Russlands. Orenburg ist eine sehr große und schöne Stadt.

Bis hierher hatten wir immer mehr oder weniger besiedelte Gegenden passiert, besonders auch die schöne Gegend um Uralsk. In dieser prachtvollen Kosakenstadt kamen uns die Bewohner besonders freundlich entgegen. Sie verkauften uns Heu und Hafer, Milch und Brot und was wir sonst alles brauchten.

Diese Kosaken sind Altgläubige, russisch Starowerzy genannt, und tragen immer eine Uniform. Wenn wir in solchen Orten Nachtquartier nahmen, kam oft der Ataman – der Bürgermeister – zu uns und erkundigte sich, was wir für Leute seien, wohin die Reise gehe und anderes mehr. Einige von uns, darunter auch mein Vater, die gut Russisch sprachen, erzählten dann, dass wir Deutsche von der Wolga waren und um unseres Glaubens willen nach Turkestan auswanderten. Dort habe man uns mehr Freiheit versprochen. Meist kam dann die Antwort: „Ihr seid heilige Menschen, weil ihr so viel für euern Glauben übrig habt.“

Da Vater der allgemein anerkannte Führer unserer Gruppe war, fuhr unser Familienwagen immer an der Spitze. Wenn wir zu einem Halteplatz kamen, musste ich vom Weg abbiegen und einen großen Ring fahren. Alle Wagen folgten, bis der Ring geschlossen war. Es entstand dann eine Wagenburg, mit einem großen freien Platz in der Mitte.

In unserem Wagen bewahrten wir eine große Handglocke auf. Genau nach der Uhrzeit musste ich auf Vaters Befehl diese Glocke läuten, entweder morgens zum Wecken und Pferdetränken oder nach dem Frühstück

zum Aufbruch. Auch zur Morgen- und Abendandacht erklang die Glocke. Alle versammelten sich dann auf dem freien Platz in der Wagenburg. Sonntags wurde nicht gefahren; dann hatten wir am Vormittag und am Nachmittag Gottesdienst. Es waren zwei Prediger in unserer Mitte, die Brüder Wilhelm Penner und Jonas Quiring, beides geistbegabte Männer.

In Orenburg rasteten wir mehrere Tage. Wir ließen die Pferde beschlagen, die Wagen reparieren und kauften für die Weiterreise ein. Von hier aus führte unsere Reise ziemlich direkt nach Süden. Und da gab es nicht viele Dörfer und Städte.

Orenburg ist ein Knotenpunkt. Fast ohne Unterbrechung treffen hier Kamelkarawanen ein mit Waren aus Turkestan und dem fernen Osten. Von Sibirien her kommen viele Pelzwaren; ebenso große Pferdeherden mit besonders kräftigen und gut gebauten Pferden, die zudem die größte Kälte aushalten können. Jahraus, jahrein treffen hier Menschen aus allen möglichen Völkern zusammen. Vom Westen bringen die Eisenbahnzüge allerlei europäische Waren. Damals endete die Bahn in Orenburg, es gab noch keine Sibirienbahn. Hier hörte man ein Gewirr von so vielen Sprachen, dass man die meisten nicht einmal nennen konnte.

Die Orenburger und Uralkosaken spielten dank ihrer großen Tapferkeit immer eine große Rolle im Russischen Reich. Streng religiös, wie sie waren, hörte man sie nie fluchen. Andersgläubigen gaben sie niemals die Hand. Für Gäste hatten sie einen eigenen Samowar (Teemaschine), ebenso Gläser, Teller und Essbestecke. Sie selbst gebrauchten dies alles nie. Andererseits durfte

kein Fremder ihr persönliches Tafelgeschirr anrühren. Sie waren aber immer sehr freundlich und hilfsbereit. Vom siebzehnten Lebensjahr an mussten alle Männer zum Militärdienst, den sie aber an ihrem Wohnort ausüben durften.

Der Ural bildet die Grenze sowohl zwischen Europa und Asien als auch zwischen West- und Ostrussland. Im Osten leben sehr viele nomadisierende, räuberische Kirgisenstämme, die immer kontrolliert und überwacht werden müssen. Für diesen Bewachungsdienst waren die Kosaken angestellt, daher fast immer zu Pferde und in Uniform. Ihre Frauen bearbeiteten die Felder.

Ohne irgendwelche besonderen Unfälle bewegte sich unser Zug südwärts. Eines Tages erreichten wir die Iletzkaja-Saschtscha. In dieser Gegend befindet sich ein großes, offenes Kristallsalzbergwerk. Schon unterwegs begegneten uns immer wieder lange, oft unabsehbare Ochsenwagen-Karawanen, die das blassrote Salz nach Orenburg brachten. Auch viele Kamelkarawanen zogen auf dieser Strecke entlang, die zudem offizielle Poststraße war.

Bald danach kamen wir in die große Torgai-Steppe. Nur noch selten waren hier Dörfer zu sehen; dafür aber immer häufiger die Auls (Zeltgruppen) der Kirgisen, die in den Steppen ihr Vieh weiden. Sie hatten große Herden von Schafen, Pferden und Kamelen. Heu gab es hier nicht mehr zu kaufen, deswegen mussten unsere Pferde weiden.

Längere Zeit folgten wir dem Flüsschen Ilek, das sehr gutes Wasser hatte. Wenn wir dann irgendwo in der Nähe eines Auls zur Rast anhielten, war unser La-

ger bald von neugierigen Zeltbewohnern umringt. Ihre Sprache verstanden wir nicht. Weil aber unser Lehrer Bartsch und seine Frau etwas Tatarisch sprachen, konnten sie als Dolmetscher doch manches für uns erhandeln, denn unsere Lebensmittel waren allmählich knapp geworden. Schafe kosteten nicht viel. Die Fettschwänze wurden ausgebraten, und in diesem Fett hielt sich das Fleisch ungeachtet der Sommerhitze ziemlich gut.

Eines Tages kamen wir zur russischen Festung Aktjubinsk, wo wir von den Kosaken und der Infanterie Hafer für die Pferde und Brot für uns kauften. Ebenso verpflegten wir uns auch in der Festung Karabutak. Viel schwieriger war es, Wasser und das nötige Brennmaterial zu finden.

Schließlich erreichten wir die letzte Festung vor der großen Wüste. In der kleinen Stadt Irgisan war von allem genug zu haben. Hinter dieser Stadt aber lag die 400 km breite Wüste, in der kein Grashalm wuchs. Also mussten wir für die ganze Strecke sehr viel Hafer für die Pferde mitnehmen. Weil wir nicht alles auf die Wagen laden konnten, wurde eine Karawane Kamele gemietet, um den Hafer zu transportieren. So hofften wir, bis Kasalinsk genug zu haben.

Eine ganze Woche dauerten unsere Vorbereitungen. Von Orenburg hatten wir bisher fast 600 km in südlicher Richtung zurückgelegt. Immer wärmer war es geworden. Vor allem die Pferde litten sehr darunter, gab es doch oft kein Wasser. Auf der Strecke starben mehrere Kinder, in einer Familie drei Kinder fast zur selben Zeit. Ohne viel Aufhebens wurden sie am Wegrand begraben.

Schließlich erreichten wir die 200 km breite, schlechtere Strecke. Des tiefen Sandes wegen mussten wir die Wagen mit zwei oder drei Vorspannpferden eine Strecke voranbringen. Dann ritten wir alle Pferde zurück und holten die anderen Wagen nach. Ich weiß heute nicht mehr, wie viele Male wir auf diese Weise hin und her fuhren. Aber wir kamen nur erschreckend langsam vorwärts. Doch endlich kam auch das Ende dieser schrecklichen Strecke, und wir erreichten den Aralsee.

Schon eine gute Weile vorher spürten unsere Pferde das Wasser. Sie rochen die kühle Luft. Alle – Menschen und Tiere – atmeten auf. Am See angekommen, fanden wir dort niedriges Rohr vor. Die Pferde fielen darüber her, als ob sie niemals zuvor etwas so Herrliches zum Fressen bekommen hätten. Inzwischen grub sich jeder einen Brunnen – etwa einen Meter tief –, und wir alle hatten das herrlichste Wasser: für uns, für das Vieh – und alles im Überfluss.

Einen Tag ruhten wir hier aus, dann ging es weiter. Sehr bald erreichten wir die erste turkestanische Stadt und Festung Kasalinsk am Syr-Darja, eine usbekische Sartenstadt². Der Fluss mündet hier in den Aralsee. Die Stadt ist von herrlichen Wein- und Obstgärten umgeben. Große, saftige, wohlschmeckende Wassermelonen gab es hier. Alle Lebensmittel waren sehr billig. Weil meine Tante hier ein Kind bekam und auch mehrere Kranke unter uns waren, blieben wir eine Woche.

Wir wollten schon weiterreisen, da kam ein junger, feiner Sarte zu meinem Vater. Der Sarte sprach gut Russisch und fragte meinen Vater, ob er mit uns nach Taschkent reisen dürfe. Er sei dort zu Hause. Ohne langes Besinnen

stimmte Vater zu, und auf Vaters Anweisung nahm er mit mir auf dem Wagen Platz.

So bekam ich meinen ersten usbekischen Sprachlehrer. Zwar hatte ich auf der letzten Wüstenstrecke von unseren Kamelführern, die alle Kirgisen waren, schon so manches gelernt, aber jetzt lernte ich täglich mehr im Umgang mit dem wirklich klugen und intelligenten Sarten. Er war ein guter Dolmetscher und hat uns viele gute Dienste getan.

Weiter ging es auf sehr holprigen Wegen über Karamachi bis zur Festung Perowsk, einer größeren Sartenstadt. Den ganzen Weg hatten unsere Pferde keine Not gelitten, denn Wasser war im Überfluss vorhanden. Der Weg führte am Syr-Darja entlang, durch Strauchwald, in dem viele Fasane, Füchse und Rehe lebten.

Nachdem wir im Fort Perowsk einen Tag geruht und eingekauft hatten, was wir brauchten, kamen wir über Fort Dschul in die alte, historische Stadt Turkestan. Sie barg überaus Sehenswertes.

Anschließend überquerten wir den wild fließenden Bergfluss Aries, der uns sehr viel Mühe machte. Mit Hilfe von Dschigiten, den reitenden Boten der Regierung, kamen wir endlich glücklich auf die andere Seite.

Von hier aus sah man bereits das riesige Tienschan-Hochgebirge. Der chinesische Name bedeutet „Himmelsgebirge“. Die Russen nennen das Gebirge „die Alexanderkette“, und die Usbeken sprechen von „Alatau“. Schnee lag auf den Spitzen der Berge, die bläulich zu uns herüberschimmerten.

Einige Tage später erreichten wir Tschimkent, ebenfalls eine hohe Festung. Hier wurde uns berichtet, dass

an diesem Ort von 1864 bis 1870 schwerste Kämpfe stattgefunden hatten, ehe Turkestan von den Russen eingenommen wurde. Auf der ganzen Reise war mir schon das Militär in den Festungen aufgefallen. Hier nun befand sich ein ganz besonders großes Lager, innerhalb und außerhalb der Festung. Und dabei war der Krieg schon seit zehn Jahren zu Ende.

Als wir in Tschimkent wieder unsere üblichen Einkäufe erledigt hatten, ging es weiter über Beklarbek nach Akdschan am Fluss Keiles, wo wir unser Nachtlager aufschlugen. Wir sangen gerade bei der Abendandacht „Nun ruhen alle Wälder“, da kam eine feine Troika, ein russisches Pferdegespann, aus dem zwei uniformierte Herren stiegen. Mit entblößtem Haupt traten sie zu uns und nahmen an unserer Andacht teil. Danach stellte sich der eine als General Baron von Kaufmann vor und der andere als sein Adjutant Major Meiser. Sie kamen gerade aus Petersburg.

Der Baron erkannte meinen Vater und begrüßte ihn sehr freundlich. Er hieß uns alle willkommen in „meinem“ Turkestan. Dazu gab er uns noch die Anweisung, den Postweg zu verlassen und den Fluss entlang nach Kaplanbek zu fahren. Dort sollten wir den Winter über im Regierungsgestüt wohnen. Darauf verabschiedete er sich und fuhr weiter.

Am anderen Morgen kam auch Ohm W. Penner aus Taschkent zurück. Er war dorthin vorausgereist, um sich bei den Behörden zu erkundigen, wo wir einen Wohnplatz bekommen könnten. Mit ihm kamen noch mehrere Führer, die uns den Weg nach Kaplanbek zeigen sollten. Einer der Führer war der Aufseher des ehemaligen Ge-

stüts, ein überaus korpulenter Mann. Nach viel Mühen und allerlei kleinen Unfällen kamen wir schließlich auf dem fast unpassierbaren Weg in Kaplanbek an.

15 Wochen hatte unsere Reise gedauert. Unterwegs wurden 12 Kinder begraben. Es war der 18. Oktober 1880, als wir Kaplanbek erreichten. Ein paar Wochen später kam der zweite Zug mit 22 Familien an. Ihnen konnten wir schon fertige Wohnungen anbieten. Auch diese Gruppe hatte viele Strapazen auf dem Wege durchmachen müssen, zumal es inzwischen sehr kalt geworden war.